









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Allpreussischen Zeitung“.

Nr. 228.

Elbing, den 29. September.

1894.

## Der tolle Graf.

Roman aus dem Goldthale Siebenbürgens von  
E. von Wald-Bedtwig.

Nachdruck verboten.

16)

Michelu, der das mit ansah, haßte die Fäuste in verhaltener Wuth, jede Faser in ihm bebte. Die Leute aber brachen in stürmische Elfen aus und machten Anstalt, den edelmüthigen Herrn Grafen Balanyi Dedö, der es doch weit, weit besser mit ihnen meinte, als der stolze Deutsche, aus dem Sattel zu heben, um ihn im Ertrumphe auf das Castell zu tragen; er aber suchte jetzt mit der Reitpeitsche zwischen sie, und ritt mit dem Gelben aus sie ein, so daß sie von ihrem Vorhaben abstanden.

„Ja, das ist der Unterschied zwischen den Sachsen, die fremd in's Land gelaufen sind, und Euren angeborenen Herren. Die treiben Euch in's Elend und lassen Euch verkommen. Wir aber behandeln Euch mit Rücksicht und Milde!“

„Elfen! Elfen!“ klang es noch lange, als Dedö in dem Gefühle einer Heldenthat Bojana zuritt.

Wie immer bedurfte es auch heute nicht erst des Rufens, um Jetta zu seiner Bedienung herbeizuholen, denn sie stand schon auf ihrem Posten, um das Pferd abzunehmen. Jetzt hielt sie Dedö den Bügel, schmachenden Blickes das Auge ihres Herrn suchend. Dedö stieß einen unwilligen Laut aus, dieser Blick war ihm so lästig und er dachte ernstlich, das Mädchen aus dem Hause zu jagen.

Auf seinem Zimmer angelangt, warf er sich gestreckt und gepornt auf ein üppiges Rubebett, dessen kostbaren Sammetüberzuges nicht achtend.

Die Post war angekommen, er erkannte, ohne daß er die Briefe öffnete, einen solchen von der Fürstin Arabella Dobreano, die übrigen kennzeichneten sich schon durch ihre Umschläge und die aufgedruckten Firmen als Rechnungen oder Briefe von Geschäftsleuten, welche alle Geld von ihm haben wollten.

„Habgieriges Gefindel!“ stieß er wütend hervor.

Einige der Beträge, das mußte er wohl, bewegten sich in beträchtlichen Höhen, welche er nicht imstande war zu decken. Und dann das

Geld für das Gut der Fürstin Dobreano? Er mußte es beschaffen.

„Aber ob ich dies allein kann? Wohl kaum?“

Er versank in ein Selbstgespräch.

„Ich muß ein vertrautes Wesen haben, seitdem der alte Schurke Israel —“ Seine Stirn verfinsterte sich mehr und mehr.

„Um, ob ich diesem Mädchen ganz und gar vertrauen kann?“

Er erhob sich und trat an's Fenster. Da sah er Jetta an die Stallthüre gelehnt stehen, unberwandt zu ihm herausstarrend.

„Dies alberne Geschöpf liebt mich, und wenn ich ihr ab und zu einen Brocken hinwerfe, geht sie für mich durch's Feuer — und am Ende weiß sie gar nicht, was sie thut. Aber wenn sie's wüßte, wenn sie Milene machte zu sprechen — dann — dann —“

Es wurde Nacht in seinen Zügen, der Mund verzerrte sich und dabei rieselte ein kalter Schauer durch seine Glieder.

„Wer ist da?“ rief Balanyi plötzlich überlaut.

„Nur ich, Euer Gnaden!“ ließ sich Jetta, welche mit der brennenden Lampe in das Zimmer trat, sanfter Stimme vernehmen.

„Nur Du, mein Kind!“ sagte Dedö mit einem so freundlichen Ton, daß sich Jettas Wangen vor Freude rosig färbten.

Sie setzte die Lampe auf den Tisch, da fühlte sie mit seeliger Wonne, wie Dedö's Hand über ihre Haare strich. Unter dieser Berührung ging sie hinaus, nicht ahnend, daß ihr ein spöttischer Blick des Triumphes ihres Herrn folgte. —

„Sie ist ächt,“ sagte er höhlich. „Aber erst will ich sehen, ob ich mich nicht auf mich selbst verlassen kann.“

Er schloß die Thür, schlüpfte durch den Kleiderschrank in den geheimen Gang, zog sich um und verfolgte den wohlbekannten Weg, welcher ihn zu dem letzten Theil des unterirdischen Gewölbes führte.

Er öffnete diese Thür jetzt nur mit Frauen. Stets glaubte er, die Gestalt Israels müßte ihm aus einem dunklen Winkel entgegen treten. Endlich begann er mit der Arbeit, die Maschine setzte sich in Bewegung, er bestrich die Platten mit Farbe, schob die Papiere darunter und begann zu pressen.

Jetzt öffnete er die Schraube wieder und betrachtete, was er geschafft hatte.

„Versucht — unmöglich — ein Blind-

sieht es — es geht aber nicht allein, während ich arbeite, trocken die Farbe und giebt einen ganz anderen Ton.“

Einen ächten Tausend-Guldenschein aus der Tasche ziehend, verglich er denselben mit dem gefälschten.

„Verdammt — verflucht — verflucht — Und ich muß noch kleine Papiere machen — die sind fast noch schwieriger.“

Ermattet, in stiller Verzweiflung ließ er sich schwer in einen Holzstempel fallen, der unter seiner Last zusammenbrach. Dunkelheit umfing ihn, ein jäher Ausschrei entfuhr ihm und er konnte sich kaum entschließen aufzustehen.

„Und kein Streichhölzchen — nichts deraartiges, — doch — da.“

Er tastete umher und versuchte sie anzustreichen, sie verlagten, denn sie waren feucht geworden. So mußte er sich denn entschließen, sich in der Finsterniß den Weg tappend zurück zu suchen, seine erhitze Einbildungskraft bevölkerte dies Gemüthe mit allerhand abentheuerlichen Gestalten und schweißgebadet langte er endlich auf seinem Zimmer an.

„Ich muß mich entschließen — ich muß —“ sagte er düster und wollte den Klingelzug ziehen, um Zetta zu rufen. Doch er ließ die Hand noch davon ab.

„Morgen, morgen,“ damit ging er zu Bett. —

Thaleda hatte den Austritt zwischen den abgewiesenen Arbeitern und Georg Baumbach, welcher nur durch ihr Dazwischentreten einen so günstigen Ausgang genommen hatte, doch mehr angegriffen, als sie es sich eingestehen wollte. Jetzt, wo sie einsam auf ihrem Zimmer saß, fühlte sie es erst, und die Erregung zitterte noch in ihren Gliedern nach. Es war so traulich hier, sie hatte diesen Raum stets geliebt, aber jetzt, wo Georg ihn oft betrat und seine Gedanken mit den ihrigen tauschte, da wollte es sie bedünken, als läge eine höhere Welthe darüber.

Wie ein stiller Tempel erschien ihr dieses Stübchen jetzt, in dem sie die schönsten Stunden ihres Daseins verlebte.

Und das Leben dieses Mannes war heute in Gefahr gewesen. Wie hätte sie das ihrige ohne ihn nur ertragen sollen? Stille Thränen rannen über ihre Wangen, sie faltete die Hände und dankte Gott für Georgs glückliche Rettung.

Baumbach aber war, nachdem er von Feuerstein, der sich inzwischen eingestellt, die herzlichsten Dankesworte für sein ruhiges Benehmen erhalten hatte, in der getheiltesten Stimmung nach Hause gegangen.

Er fühlte sich auf der einen Seite so gehoben: Thaleda hatte sich heute wieder als Heldin gezeigt, aber — was war bei dieser muthigen That auf die Gefühle, welche sie für ihn persönlich als Georg Baumbach, was auf die, die sie für ihn als Mensch im allgemeinen empfand, zu schieben?

Das hätte er gern gewußt, und doch ver-

mochte dies ihm Niemand zu sagen.

Sie hätte, wie sie versicherte, jedem — also auch dem Grafen Palanyi Dedön so tapfer beigekunden.

„Das ist schön, das ist groß — das ist herrlich — und — doch —“. Einen schmerzlichen Zwispalt in seinem Innern fühlend, legte sich Georg zur Ruhe.

„Da hat wieder Jemand in meinen Papieren herumgesehen,“ sagte er ärgerlich, als er beim Verlassen des Zimmers den Schreibtisch mit den Blicken überflog.

Er hatte sich nicht getrrt, die Frau Wirthin ließ kein Papierchen unangesehen.

## Siebentes Kapitel.

Zwischen Castell Bojana und Castell Sospatak waren in der letzten Zeit häufig Briefe gewechselt worden, welche stets über zwei Punkte handelten: um den Gutsverkauf und um das nächste Wiedersehen. Beide fanden jedoch vorläufig noch nicht die erwünschte Erledigung.

„Warum er nur so lange ausbleibt?“ fragte sich Arabella betrübt und ihre Wangen bleichten ein wenig, und unter ihren schönen dunklen Augen zeigten sich leichte, bläuliche Schatten.

„Ob ich selbst noch einmal hinüber reite?“ Ihr Herz sprach ein unvernehmliches „Ja“, aber ihr weiblicher Stolz setzte demselben ein entchiedenes „Nein“ entgegen und so unterblieb es.

„Sie waren in Abrudbanja?“ fragte die Fürstin ihren Kammerhufaren. „Haben Sie Bekannte von mir gesehen?“

Arabella erröthete, wen konnte sie dort denn eigentlich? Den Arzt, den sie seines rüden Wesens wegen längst abgeschafft hatte. Was konnte sie es interessieren, ob Janos den gesehen hatte oder nicht?

„Ich bin dem Herrn Grafen Palanyi Dedön begegnet, Erlaucht,“ entgegnete der Kammerhufar.

„So? — Nun? — Und?“ fragte Arabella hastig.

„Er hat mich nicht bemerkt.“

„So. Sah er wohl aus?“

„Oh ja, er ritt zum Stuhlreichter Feuerstein. Als ich zurückkam, sah ich ihn dort im Garten.“

Arabella sagte nichts, dazu hatte er Zeit; um zu ihr zu kommen, mangelte sie ihm.

Janos erzählte von dem neuen Bergunternehmen und theilte ihr mit, daß die ganze Gegend darüber in großer Erregung sei. Ob sich der Graf daran betheiligte, wußte er nicht.

Eben stand Arabella wieder am Fenster und hielt Umschau. — Blühhch erröthete sie. — Dort nahte ein Kelter, eben verließ er den Wald.

„Dedön!“ rief sie laut und ließ das Taschentuch flattern.

Aber er sah sie nicht, kein Gegengruß erfolgte. Warum er nur nicht schneller ritt? Daß Ge-

lände erlaubte es ja. Arabella fühlte sich ge-  
fränkt, seine Sehnsucht nach ihr konnte keine  
große sein.

Jetzt bog er in den Schloßweg ein, jetzt  
erblickte er sie und nickte, mit der Hand die  
Pelzmütze lüftend. — Er sah doch bildschön  
aus! Arabella hatte alles vergessen, denn der  
Geliebte nahte ihr ja.

„Endlich!“ damit eilte Arabella freudig be-  
wegt auf Graf Balanyi zu, der heute erst Zeit  
fand, seinen Besuch bei der Fürstin Dobreano  
zu wiederholen.

So schmeichelhaft Dedön auch dieses eine  
Wörtchen „Endlich“ noch vor einiger Zeit ge-  
wesen wäre, heute verdroß es ihn.

Der letzte Vorwurf, welcher daraus hervor-  
klang — und dann — dieses schneidende Ver-  
langen, welches ihm, dem geübten Frauenkennner,  
nur zu sehr der Beweis dafür war, daß  
Arabella, wenn sie erst ein volles Recht an  
seiner Person hatte, dies mit keiner andern  
theilen würde! Gebunden sein für's Leben war  
jedoch für Dedön ein Gedanke, der ihm un-  
erträglich schien.

Und doch gerade in diesem Augenblicke, wo  
er in das reizende, sanft erröthende Angesicht  
Arabellas schaute, da gedachte er jener blonden  
Schönheit, die seinem Feuer so eifige Kälte  
entgegensetzte, und er fühlte, daß es ihm  
Bonne sein würde, ihr Seele, Leib und Treue  
auf ewig zu geloben. Vor einer Stunde,  
auf dem Wege hierher, hatte er Thaleda  
gesprochen, als sie in Abudbanya auf  
dem Markte verschiedene Einkäufe machte. Sie  
war freundlicher als sonst gegen ihn gewesen,  
hatte ihn sogar bei der Auswahl einiger Sachen  
um seinen Rath gefragt.

Da tauchten die Schatten seines Lebens  
wieder vor ihm auf und das Gefühl der  
moralischen Ohnmacht befiel ihn und drückte  
ihn nieder. Auch sein Gesicht verriet die seelische  
Misstimmung, er sah bleich und nervös abge-  
spannt aus. Das machte Arabella besorgt.

„Was fehlt Ihnen, Dedön? Sind Sie  
krank? Haben Sie Kummer?“ Arabella zog  
ihn sanft auf das Sopha nieder und ihre  
Stimme klang weich, wie Nachtlalenschlag.  
Wie schön war sie, wie mild die Augen und  
doch wie feurig! Wie voller Anmuth jede ihrer  
Bewegungen!

Die Wirkung auf Graf Balanyis empfang-  
liche Natur blieb nicht aus, seine Sinne be-  
lebten sich wieder, er öffnete die Augen und  
wollte Arabella an sich ziehen. Doch sie wich  
ihm aus und sah ihn traurig an.

„Sie sind nicht offen gegen mich, Dedön  
und Wahrheit, unbedingte Wahrheit ist zwischen  
zwei, die sich lieben, die erste Bedingung, auf  
welcher alle Liebe besteht.“

„Nicht offen, Arabella? Was berechtigt Sie  
dazu das zu sagen?“ fragte Dedön mit ge-  
reizter Erregtheit.

„Sie sind es nicht, denn Sie haben Sorgen  
und wollen sie mir nicht anvertrauen, wenn

auch vielleicht nur, um mich nicht zu betrüben.“  
„Aber ich verstehe Sie wirklich nicht,  
Arabella.“

„Der alte Israel fehlt Ihnen überall, er  
war Ihre rechte Hand, mehr Freund als  
Diener, und außerdem bedrückt es Sie, daß ein  
Mikton zwischen Ihnen lag, als er so plötzlich  
starb! Warum gaben Sie dem nicht Ausdruck?  
Diese Anhänglichkeit an diesen alten Mann wirkt  
ein so schönes Licht auf Ihren Charakter und  
Sie brauchen sich dieser Regung wahrhaftig  
nicht zu schämen, am wenigsten mir gegenüber.“  
Arabella hatte sanft gesprochen, wie eine  
Schwester zu einem geliebten, krankem Bruder.  
„Ein Mikton?“ fuhr Dedön in einem Tone  
auf, der ganz und gar nicht zu Arabellas  
freundlicher Weise paßte, was diese jedoch zu  
überhören schien und sich durch die Thatsache zu  
erklären suchte, daß Männer ihre Gemüthsbe-  
wegungen oft hinter einer künstlich angenehmen  
Kauzheit zu verbergen suchen, weil ihnen dies  
männlicher erscheint.

„Deshalb erwähnten Sie seinen Tod mir  
gegenüber überhaupt nicht, doch schweigen wir  
davon. Ich sehe, es erregt Sie und Sie wissen  
nun, wie sehr ich an allem theilnehme, was Sie  
anbelangt.“

Dedön sah düster vor sich hin und es lag  
kalt und herausfordernd auf seinem Gesicht.

„Nein! Sprechen wir davon, es ist mir un-  
bequem, daß er nicht mehr in meinem Dienste  
ist, doch das ist alles!“

„Schämen Sie sich doch der edlen Regung  
nicht, Dedön. — Ich liebe Sie deshalb noch  
mehr,“ bat Arabella mit seinen Fingern spielend,  
aus denen das Blut gewichen war, für sie ein  
erneuter Beweis, wie sehr seine Gefühle seinen  
Worten in Wirklichkeit widersprachen.

„Was liegt mir sonst an dem alten Israel?“  
fuhr Dedön wieder mit Härte auf.

„Doch wer sagte Ihnen, daß ich im Un-  
frieden mit ihm auseinander gegangen bin?“

Er starrte sie fragend an und sein Gesichts-  
ausdruck dabel war ein seltsam veränderter.

Arabella zögerte, sie hätte diesen Punkt viel-  
leicht nicht berühren sollen; Dedön war auf-  
brausender Natur. Er konnte Jetta für schwach-  
haft halten und das arme Mädchen ihres Dienstes  
entlassen. Das wollte sie aber nicht.

„Man spricht dieses und jenes, Du lieber  
Gott, ein so interessanter Fall wird eben er-  
örtert,“ warf sie leicht hin.

„Lächerlich, widerprechen Sie diesem Ge-  
schwätz eifrig, Fürstin, ich bitte Sie darum, ich  
bitte Sie herzlich!“ sagte er, jetzt sich erhebend,  
wobei seine Brust heftig zu arbeiten schien und  
seine Hand den schwarzen Schnurrbart zwirbelte.

„Gewiß, mein Freund, wenn Sie es wünschen,“  
entgegnete sie beschwichtigend, wobei ihr Blick  
jeder seiner Mienen, jeder seiner Bewegungen  
folgte.

Dedön befand sich in einer Erregung, welche,  
wie es der Fürstin schien, mit dem umlaufenden  
Gerücht nicht im rechten Verhältnis zu stehen

schien. Ohne über den Grund nachzudenken, brach sie ab, denn sie wollte ja die Gesellschaft des heiteren, lebenswürdigen Grafen Balanyi Dedön genießen und nicht die des mürrischen, welcher unter dem Einflusse seiner trüben Laune stand.

„Lassen wir das!“ Sie erhob sich.

„Hier sind die Briefe des Advokaten aus Bukarest, lesen Sie dieselben in Ruhe durch, Sie werden dann besser wissen, wie unsere Sachen stehen, als wenn ich Ihnen den Inhalt derselben mittheile,“ sagte sie jetzt, so seinen Gedanken eine andere Richtung gebend.

Arabella legte ihm ein Packet von Schriftstücken hin und entfernte sich, schlich aber wieder leise zur Portiere zurück und sah gespannt durch eine kleine Oeffnung, um den Eindruck, welchen der Inhalt dieser Briefe auf Balanyi machen würde, zu erspähen.

Schon wieder schlich das Mißtrauen zu ihr heran und streckte seine unsichtbaren Arme nach ihr aus.

Dedön ließ sich am Tische nieder und zwar so, daß er sein Gesicht der durch die Portiere verhöllten Thür zuwandte.

„Verdammt — verdammt!“ kam es leise über seine Lippen, wobei eine Hand schwer auf das uneröffnete Packet fiel, während er mit der anderen den Kopf stützte.

Arabella sah, daß er vorläufig diese wichtigen Briefe noch uneröffnet ließ, während sie gelaunt und gehofft hatte, daß er ihren Inhalt eifrig verschlingen würde. Nur mit Mühe unterdrückte sie einen Seufzer, der Dedön ihre Gegenwart verrathen hätte.

„Woher weiß man das, woher in aller Welt — sollte Israel selbst — aber nein, nein — das ist ja nicht möglich!“

Kalter Schweiß trat auf seine Stirn, er vermischte die feuchten Tropfen mit dem stark duftenden Taschentuche und öffnete endlich das Band, welches die Briefe umschloß.

Arabella war keines seiner Worte, kein Zug seiner düsteren Miene entgangen. Warum beschäftigte ihn nur jenes Gerücht so sehr? Warum regte es ihn so auf? Jetzt vernahm sie wieder seine Stimme.

„Es ist gut so — hm — — hm — die Bettern sind flug genug, darauf einzugehen, dreimalhunderttausend Gulden ist der Kaufpreis. Ein sehr hoher aber — — hm — hm — mir kann es gleich sein. Hunderttausend Gulden Anzahlung — — ich stoße den Rest nach und nach ab — und dann —“

„Dann kann unser Glück im reinsten Glanze erblühen,“ ließ sich Arabellas weiche Stimme jetzt vernehmen, indem sie hinter der Portiere hervortrat.

„Sie dachten laut, Dedön, und ich setzte die Gedankenfette bis zu jenem süßen Ende fort — — Dedön — Dedön, Sie sehen mich so eigen an — ich — — ich weiß nicht wie — — erscheint Ihnen jenes Ende etwa nicht mehr so rosig, wie wir es uns in unsern tiefsten Träumen

ausmalten, wie Sie es mir tausendmal mit begeisterten Worten schilderten?“

Balanyi schwieg, ihm fehlten die Worte, — das verdamnte laute Denken, das lebhafteste Mienspiel, welches ihn fast verrathen hätte. Jetzt galt es, Arabellas Mißtrauen zu verschweigen und er umarmte sie mit heißer Gluth. — Wann hätte es ihm jemals daran gefehlt? „Arabella? Welche Gedanken? Wie war es Ihnen möglich, sie in Worte zu kleiden?“

„Dedön — — o mein Gott — — das ist das Entsetzlichste der Liebe, daß zuweilen die Zweifel —“

„Die Zweifel? Arabella, wie können Sie solche begen?“

(Fortsetzung folgt.)

## Manngfaltiges.

— Der „Spitzname“ des deutschen Kaisers. Aus Berlin wird berichtet: Der deutsche Kaiser befindet sich sehr gern inmitten seiner Offiziere, er besucht daher sehr oft die Offiziermessen und plaudert dort in zwangloser Fröhlichkeit mit den Herren. Wie erzählt zahlreiche verbürgte Geschichten von diesen kaiserlichen Kasinobesuchen, und einer der besten soll im Folgenden mitgetheilt werden: Es kam neulich das Gespräch auf die „Spitznamen“, die, wie in zahlreichen anderen Gesellschaftskreisen, auch in der Armee resp. dem Offizierkorps zu Hause sind. Unter allgemeiner Heiterkeit wurden die verschiedensten „Spitze“ hoher Würdenträger der Armee, sowie der einzelnen Mitglieder des Offizierkorps zum Besten gegeben. Endlich, als die Namen der Offiziere erschöpft waren, wandte sich der Kaiser lächelnd an den Obersten mit der Frage: „Nun, und welchen Spitznamen führe ich in der Armee?“ Der Oberst erklärte, ihm sei keiner bekannt, aber das unterdrückte Lächeln einiger Offiziere zeigte dem Kaiser wohl, daß sich der Oberst da diplomatisch aus der Schlinge ziehen wolle. Er wandte sich daher noch an einige Herren mit derselben Frage, aber keiner wollte etwas wissen, endlich rief der Monarch dem jüngsten Lieutenant zu: „Als Ihr höchster Vorgesetzter befehle ich Ihnen, mir meinen Spitznamen mitzutheilen!“ Da erhob sich der Lieutenant zart erröthend und flüsterte: „Majestät führen den Namen Gondel-Willy.“ Der Kaiser lachte laut auf, denn er fand diese Bezeichnung bei seiner großen Vorliebe zum Wassersport sehr zu treffend.

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann  
in Elbing.

Druck und Verlag von G. Gaarz  
in Elbing.